

Eine Fabel

Ambai

Es war gegen halb sechs Uhr abends, als das Schwein zu mir kam, um sich mit mir zu unterhalten. In seinem lose herabhängenden Bauch dürften gut zwölf bis zwanzig Ferkel gewesen sein. Ehe es kam, hatte es sich in einem Abwassergraben gesuhlt. Sein Rücken glänzte pechschwarz vom Wasser des Abwassergrabens. Sein Unterbauch, der die Farbe von Fleisch hatte, hing in mehreren Klumpen herab.

„Hör mal! Ich würde gern reden“, sagte es.

„Wieso hast du mich ausgewählt?“, fragte ich.

„Erwarte bloß nicht“, antwortete es, „dass ich jetzt sage, ich hätte dich ausgewählt, nachdem ich deine klugen, scharfen Augen gesehen habe. Wenn ich mich umschaue, sehe ich hier keinen derartigen Glanz. Schau, ich bin ein Schwein. Gib mir die Gelegenheit, mit dir zu reden. Ich bin ein Schwein, das sich quält, weil die Zeit nicht vergeht.“

Ich bin nun keine Person, die sich beeindrucken lässt durch derartige Schmeicheleien. Gleichwohl empfand ich das als eine Art von Arroganz, die ein wenig die Grenzen überschritt.

„Hör mal! Ich habe keine Zeit.“ Ehe ich diese Worte in einem heftigen Ton äußerte, ließ sich das Schwein nieder, wobei es den Teil des Bauches, in dem die Ferkel hingen, zur Seite hin herunterließ.

„In Ordnung, sprich!“, sagte ich.

„Ich bin ja schon dabei, zu reden“, erwiderte es, während es seinen mächtigen Kopf auf den Boden senkte.

„Ich höre nichts.“

„Ich rede leise“, sagte es.

Was ich noch weniger ertragen kann als arrogante Schweine, sind philosophische Schweine. Desinteressiert wandte ich meinen Kopf zur anderen Seite.

„Das war nur Spaß! Die Menschen denken, dass Wörter, aus denen Weisheit tropft, aus den Mündern von Tieren kommen. Sie lassen uns in Fabeln herumlaufen. Sie erwarten, dass wir redliche Äußerungen von uns geben sollen, wie: ‚Pfui, pfui! Diese Früchte sind sauer.‘ Ich bin ein Schwein, das es satt hat, müde und angewidert ist, in Abfallhaufen zu wühlen. Ich habe keinerlei Interesse an Dingen, die etwas mit Weisheit zu tun haben.“

„Worüber möchtest du denn nun reden?“

„Über das Eingangstor zu eurem Wohnblock!“

Der Wohnblock bestand aus einem Ober- und Untergeschoss und hatte sechs Wohnungen. Unmittelbar daneben befand sich ein leer stehendes Grundstück, das auf beiden Seiten von Stacheldraht umzäunt war. Ein leer stehendes Grundstück war es nur dem Worte nach. Es war die öffentliche, gebührenfreie Toilette von Hüttenbewohnern. Ein Aufenthaltsort für Schweine. Zur Mittagszeit konnte man

nicht weit von den Fenstern entfernt zuweilen laute Schreie wie ‚driyo, driyo‘ hören. Dann liefen die Schweine los. Manchmal, wenn man in die Gasse einbog, die am oberen Ende der Straße abzweigte, konnte man laute Schmerzensschreie – wie ‚khe, khe‘ – hören, die einem den Atem verschlugen. Blieb man stehen, schickten uns die Leute fort mit den Worten: „Gehen Sie weiter! Man schlachtet Schweine.“

„Warum? Warum tötet man sie?“

„Warum man sie tötet? Um sie zu essen! Gehen Sie weiter!“

Im Eingangstor zum Wohnblock gab es ein rechteckiges Loch, groß genug, dass ein Hund hindurchschlüpfen konnte. Oftmals schlüpfen Schweine, die man gejagt hatte, dort hindurch und entkamen. Es gab Überlegungen, die Lücke zu schließen.

„Mir gefällt dieses Loch, durch das man entwischen kann. Ich kann dort wunderbar durchschlüpfen. Da ringsum Stacheldraht ist, ist das eine wunderbare Stelle zum Entkommen. Wenn ich sehr schnell laufen muss, tut sich vor mir gleichsam eine Himmelpforte auf und lässt mich durch. Darüber zu reden, das gefällt mir. Alles, was ein Schwein braucht, ist eine Tür, scheint mir, durch die man schlüpfen kann.“

Mir kam das Lieblingsschwein in Wodehouse's Büchern in den Sinn. Des Grafen fettes, rosafarbenes Schwein. Das Schwein, das bei Wettbewerben Preise gewann.

Ich erzählte von ihm.

Ich erzählte auch von Schweinen, die in amerikanischen Schweinefarmen gemästet wurden und dann schmerzlos starben. Schmerzlos zu sterben, sei ein großes Privileg, meinte das Schwein. Es bekundete kein sonderliches Interesse an der Farbe. „Was macht es schon, ob ein Schwein, das im Begriff ist, zu sterben, schwarz oder rosafarben ist“, sagte es. Es erhob auch keinerlei Einwände dagegen, dass Schweine sterben, um von anderen gegessen zu werden. Als ich es darüber befragte, weigerte es sich darauf zu antworten mit den Worten: „Ich bin nicht in einer Lage, die mir das Recht gibt, einen Einwand zu erheben.“ Dann schwieg es eine Weile.

„Was denkst du über den Tod?“, fragte ich.

„Er ist ein dicker Knüppel“, gab es zur Antwort. „Lang, rund. Aus Eisen oder Holz. Wenn er aus Eisen ist – ein Tod, der in den Körper gerammt wird, vom After bis zum Maul. Wenn er aus Holz ist – ein Tod durch Erschlagen.“

„Wie kannst du darüber sprechen, ohne dich aufzuregen?“

„Nichts hat man davon, wenn man sich aufregt. Wir sollten um das Vorrecht kämpfen, zwischen Tod durch Einrammen, Tod durch Erschlagen oder Tod durch eine

Maschine wählen zu dürfen. Aber unter den Schweinen gibt es keine Solidarität.“

„Warum sagst du, dass du nicht gewillt bist, über einen natürlichen Tod zu sprechen?“

„Was ist natürlich am Tod? Er ist stets aufgezwungen.“

„Nein, nein! Auf sanfte Weise mit der Natur eins werden wie ein Blatt, das vom Baum herabfällt ...“

„Tu mir einen Gefallen!“

„Was für einen?“

„Bringe bitte keine Poesie mit hinein! Mein Leben ist schon schrecklich genug. Poesie kann ich überdies nicht ertragen.“

„Was ist poetisch an dem, was ich gesagt habe?“

„Du trennst Blut vom Tod. Du sprichst über den schönen Tod herabfallender Blätter, bei dem kein Blut vergossen wird. Doch Tod ist mit Blut verbunden. Ob du es äußerlich

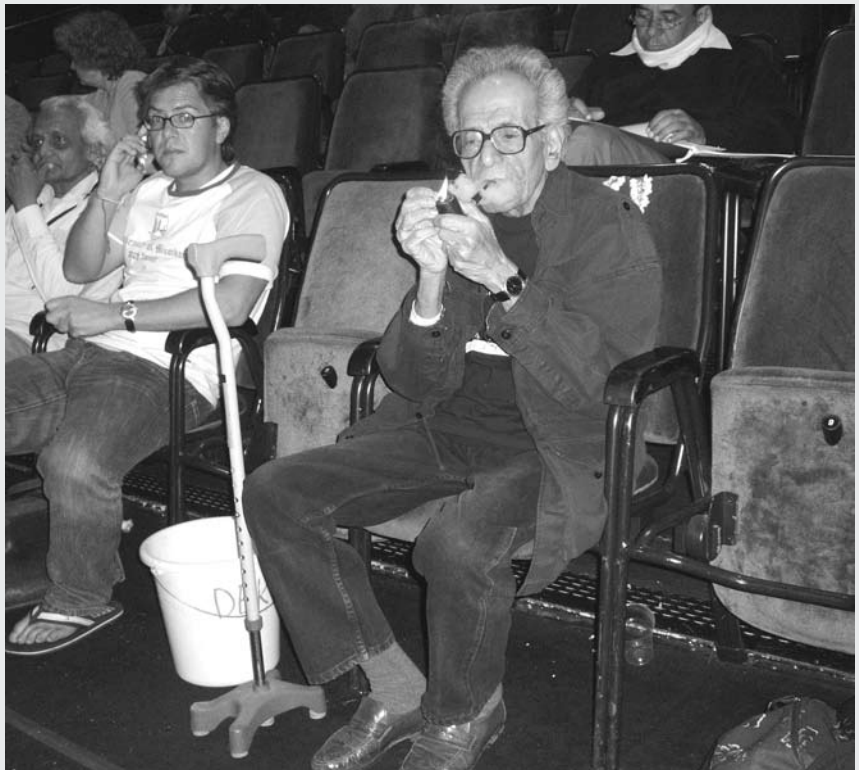
vergießt, oder ob es innerlich gerinnt – ohne Blut gibt es keinen Tod. Du versuchst den Tod schön zu reden.“

Eine Anschuldigung.

Ich war zwölf Jahre alt, als ich zum ersten Mal über den Tod nachdachte. Als ich aufsprang, um einen Ball zu fangen, und meine Füße dabei in der Luft schwebten, traf mich dieser Gedanke wie ein schmerzhafter Blitz in dem Augenblick, als ich meinen Kopf nach oben warf und nach dem Ball schaute. ‚Wir werden sterben.‘ Ich lief ins Haus, ließ mein Gesicht auf die Knie sinken und fürchtete mich. Meine Arme, meine Beine, mein Gesicht – mein ganzer Körper erschien mir mit einem Mal fremd. Er kam mir vor wie etwas, das man an mir befestigt hatte. Ich versuchte, in ihn hineinzudringen, und sagte immerfort: ‚Ich, ich, ich ...‘. Eine Panik erfasste mich. In den Ohrmuscheln, in den Augen, zwischen den Zähnen, in den Achselhöhlen suchte

Habib Tanvir (1923-2009)

Am 8. Juni starb Habib Tanvir (1923–2009), der große alte Mann des indischen Theaters. Sein wohl bekanntestes Stück, das 1954 zuerst aufgeführte *Agra Basar* war einer der Höhepunkte der Bonner Theater-Biennale 2006, aufgeführt mit simultaner Übersetzung – die Zuschauer waren mit Kopfhörern ausgerüstet. Der große Meister mokierte sich bei den Proben andauernd über die neumodische Idee mit den von ihm abfällig so genannten „Ohrmikrofonen“, brummte aber bei der Aufführung sichtlich erfreut vor sich hin, als er merkte, wie die Zuschauer an der Bad Godesberger Bühne des Bonner Stadttheaters an den richtigen Stellen loslachten, Zwischenapplaus aufbrauste und sie sichtlich mitzugehen in der Lage waren. Als Mitübersetzer sind mir die Teilnahme an den Proben und die Gespräche am Bühnenrand in bleibender Erinnerung. Die ganze bunte Truppe des *Naya Theater*, zusammengesetzt aus Laienschauspielern aus einer entlegenen Region in Madhya Pradesh und einigen wenigen professionellen Schauspielern, vibrierte vor Spannung und Angst vor dem großen Meister. Die deutsche Übersetzung erschien mit einem Nachwort von Steffen Kopetzky (Draupadi Verlag 2007), das außerdem in SÜD-ASIEN 4–2007 abgedruckt wurde. Es mangelt nicht an Nachrufen auf den großen, ja unersetzlichen Altmeister des indischen progressiven Volkstheaters in den großen indischen Zeitschriften. Besonders bewegend für mich die Würdigung durch Shama Zaidi in *Outlook*. Ein Museum für Habib Tanvir und das *Naya Theater* in Bhopal ist bereits seit längerem im Gespräch. Für den Herbst plant das Südasienbüro eine Vorführung des Films *Tanvir ka Safarnama* von Ranjhan Kamath (2007) – eine liebevolle Würdigung des Meisters.



Heinz Werner Wessler

Heinz Werner Wessler

Habib Tanvir bei den Proben zu *Agra Basar* auf der Bühne in Bad Godesberg (Bonn) im Mai 2006. Links Steffen Kopetzky.

ich, nur von dem Gedanken erfüllt: ‚Wo bin ich?‘ Vor lauter Angst geriet ich ins Schwitzen.

Danach schenkte ich mir eine Reihe von Privilegien. Ich wollte nicht auf diese oder jene Art und Weise sterben. Ich wollte nicht bei einem Unfall sterben. Einen Tod als Folge eines plötzlich eintretenden Unglücksfalls, bei dem mein Körper verstümmelt wird – nein, einen Tod durch einen Unfall, den wollte ich nicht. Einen Tod, nachdem ich lange unter Schmerzen gelitten habe – den wollte ich auch nicht. Nachdem ich über den Zweiten Weltkrieg gelesen hatte, wollte ich auch nicht in Giftgaskammern sterben wie die Juden. Einen Tod durch eine Atombombe wie in Hiroshima wollte ich ebenfalls nicht. Nach Vietnam lehnte ich auch einen Tod durch chemische Bomben wie Napalm ab. Nachdem ich mich mit den Kontinenten Asien, Afrika und Lateinamerika befasst hatte, wies ich nacheinander von mir: einen Tod durch Hunger, einen Tod durch eine Flut, einen Tod im Kerker, einen Tod durch Erhängen, einen Tod durch ein Gewehr. Was übrig blieb, war ein schöner Tod. Ein poetischer Tod, der im All aufgeht. Ohne Schmerzen. Ohne Wunden. Ohne Blut.

Ich verstand den Zorn des Schweins.

Das Schwein erhob sich und ging, wobei sein Bauch, in dem die Ferkel hingen, hin und her schaukelte.

Ein paar Tage später, als gerade der Morgen dämmerte, konnte man Schreie hören, die wie ‚kharee‘ klangen. Vier

Männer jagten mit Knüppeln hinter einem Schwein her. In wilder Hast lief es auf das Eingangstor zu. Es hatte vergessen, dass sein Körper inzwischen dicker geworden war. Es blieb in dem viereckigen Durchgang stecken. Ehe ich dort hingelaufen kam, schoss sein Blut hervor, und die kleinen Ferkel purzelten heraus wie Puppen. Kaum war ich nahe genug herangekommen, da erkannte mich das Schwein wieder. Es öffnete seine rot angelaufenen Augen und sagte:

„Erwarte bitte nicht, dass ich jetzt irgendeine edle Wahrheit über den Tod verkünde. Nur eines vermag ich zu sagen: Wir sterben.“

Die langen Knüppel kamen immer näher.

Aus dem Tamil von Dieter B. Kapp

Zur Autorin

Ambai ist der Künstlername von C. S. Lakshmi (geb. 1944), eine der bedeutendsten Autorinnen der Gegenwartsliteratur in Tamil. Sie lebt und arbeitet in Mumbai als Direktorin des *Sound & Pictures Archives for Research on Women (SPARROW)*.

Quelle

Ambai: *Vittin mulaiyil oru camaiyalalai*. Madras: Cre-A, 1995 (reprint after the 1988 edition); S. 12–16.

Die Indiens Frauen eine Stimme gibt

Die Verlegerin Urvashi Butalia ist eine Pionierin feministischer Literatur, weiblicher *Oral History* und Chronistin der Frauenbewegung in Indien

Sven Hansen

„Verlage veröffentlichen normalerweise Bücher von aus der Mittelschicht stammenden Autoren und Autorinnen und wissen gar nicht, dass es fern davon noch eine ganz andere Welt gibt,“ sagt Urvashi Butalia. Die Ko-Gründerin von Indiens erstem feministischen Verlag *Kali for Women*, aus dem 2003 der von Butalia geleitete *Zubaan*-Verlag hervorging, landete mit der Autobiographie des Hausmädchens Baby Halder einen Bestseller.

Die inzwischen in 23 Sprachen übersetzte Lebens- und Leidensgeschichte erschien 2004 auf Bengalisches und 2006 auf Englisch als *A Life less ordinary* (deutsch 2008: Draupadi-Verlag: „*Kein ganz gewöhnliches Leben*“). Darin beschreibt die Autorin ohne Anklage, wie sie mit zwölf Jahren einen doppelt so alten Mann heiraten muss, mit 14 erstmals schwanger wird, ihren sie fast tötenden Mann mit 25 verlässt und sich nach Neu-Delhi absetzt. Dort arbeitet sie in ausbeuterischen Haushalten,

bis sie an einen pensionierten Professor gerät. Der ermuntert sie, die kaum zur Schule gegangen war, zu schreiben, als er ihr Interesse für Literatur bemerkt. Mit seiner Hilfestellung schreibt sie in den Nächten nach der Arbeit ihr bisheriges Leben auf und veröffentlicht ihre Geschichte.

Die feministische Verlegerin Urvashi Butalia übersetzt das Werk ins Englische. Es wird in ganz Indien ein Erfolg, der sich international fortsetzt. „Bücher wie diese geben